



Meister Eckhart als interreligiöse Integrationsfigur

*Dietmar Mieth*¹

Liebe Freundinnen Meister Eckharts,

diese weibliche Anrede dient dazu, in der Anrede einen Ausgleich zu schaffen, da sich Eckhart ja oft in der deutschen Sprache an die Frauen gerichtet hat.

Ich bedanke mich für die Gelegenheit, hier zu Ihnen sprechen zu dürfen, und möchte das auf eine Art tun, die vielleicht nicht genau der eines wissenschaftlichen Vortrags entspricht, aber doch einiges von dem aufgreift, was Sie heute schon gehört haben.

Es ist ja in Frage gestellt worden, ob zur Mystik so etwas gehört wie eine mystische Nacht. Dazu muss man eins der berühmten Gleichnisse Meister Eckharts zitieren, wonach wir eigentlich in der Fremde und nicht in der Heimat leben. Wir leben eigentlich im Nachtdunkel, in dem das Licht der Sonne, ein Bild für die Ausstrahlung Gottes, bei uns nicht direkt fühlbar ist, sondern nur noch indirekt und zwar über die Wärme, die das Tageslicht, die Sonne, in der Nacht hinterlassen hat und die wir immer noch leiblich spüren, mit Hilfe derer wir ein Gespür für das nicht-vorhandene, das ferne Licht entwickeln. Das ist eines der Bilder von Meister Eckhart für die Erfahrung einer Nicht-Erfahrung, also für die Erfahrung dessen, was man eigentlich nicht in vollem Sinne erlebt, was man mehr erspürt oder erahnt. Erspüren, mhd. „bevinden“ – davon stammt das Wort „Befindlichkeit“ –, lateinisch *experiri, experientia*, Erfahrung.

Das ist der Hintergrund, von dem hier die Rede ist. Sie haben ja soeben eine Predigt von Meister Eckhart gehört. Sie können sich vielleicht auch vorstellen, wie tief Meister Eckhart durchdrungen war von einer bestimmten Ahnung, die ihm zur Gewissheit geworden ist. Davon war er so durchdrungen, dass er zu seinen Predigt-

¹ Vortrag bei einer *Mystischen Nacht mit Meister Eckhart*, die am 26. August 2011 in Gießen stattgefunden hat. Veranstalter war die *Evangelische Studentengemeinde* in Verbindung mit der *Justus-Liebig-Universität Gießen*.

Hörerinnen gesagt hat: „Ihr alle werdet es erfahren, noch bevor dieser Gottesdienst zu Ende ist, ja, noch bevor diese Predigt zu Ende ist.“ (Pr.66) Nach dieser Vorstellung hatten die Zuhörerinnen nicht mehr viel Zeit für große Übungen und Einführungspraktiken, sondern sie mussten unmittelbar zu einer Einsicht über das Wort gelangen.

Diese *Unmittelbarkeit der Einsicht* ist etwas, was alle Religionen prägt und deswegen komme ich in diesem Zusammenhang gleich auf die Religionen zu sprechen. In einer Anknüpfung an die soeben gehörte Predigt möchte ich zuvor sagen, was denn das Einzigartige ist, das Meister Eckhart heute zu einem religiösen Botschafter überall in der Welt macht. Ob Sie in Australien sind, ob Sie in Peking sind, ob Sie in Vietnam sind, ob Sie in Madras sind, in Chicago, in Leeds, in Paris, das spielt dafür eigentlich keine Rolle, und ich spreche hier aus Erfahrung. Ich habe, denke ich, etwa 30 Länder dieser Erde mit Vorträgen besucht. Diese Vorträge hatten meist Eckhart nicht zum Thema, sondern es ging nur um Verantwortungsfragen, um Ethik, Fragen der Wissenschaft, Technik und Ökonomie. Aber man fand immer auch Vertraute mit diesem Namen „Meister Eckhart“. Der Name war wie ein Schlüssel, der eine andere Form der Kommunikation mit mir öffnete, sobald die Menschen, mit denen ich zu tun hatte, wussten, dass ich mich mit Meister Eckhart seit 50 Jahren beschäftige.

Was ist das Einzigartige? Wir haben es soeben gehört. Die Botschaft der *Menschwerdung* ist für Eckhart so gestaltet, dass jeder Mensch aufgrund seines Menschseins an dieser Menschwerdung Gottes Anteil hat. Gott hat die menschliche Natur angenommen. Das heißt diese dadurch „geadelte“ Menschennatur ist die gleiche im Muslim, im Buddhisten, im Juden und im Christen. Das heißt mit anderen Worten: hier wird verkündet, dass nicht die Taufe die Bedingung für die Seligkeit, für das Berufensein des Menschen ist, sondern die Menschheit als solche zu Höherem berufen ist. „Achte die Menschheit in jedem Menschen“, das ist ein Wort von Kant, das könnte hier durchaus angebracht werden. Es ist gleichsam Meister Eckharts Absicht, das Menschtum als solches zu würdigen, ihm den Adel zuzusprechen, ihm den Reichtum zuzusprechen, der wahrscheinlich ein Reichtum an Gaben ist, die nicht so sehr zu tun hatten mit diesen 1000 Talern roten Goldes, von denen wir gehört haben. Es ist die Erhöhung des Menschseins, die hier die zentrale Rolle spielt, und sofern andere Gruppen diese Erhöhung des Menschseins durch eine religiöse Vertiefung mit gegangen sind, insofern können sich diese Religionen in Meister Eckhart heute begegnen.

Um diese Begegnung als *Fremdheit und Heimat zugleich* zu schildern, erzähle ich Ihnen eine kleine Geschichte, die ich für die Stadt Erfurt erfunden habe. In der Stadt Erfurt bin ich im Augenblick nach meiner Pensionierung als Fellow am *Max-Weber-Kolleg* tätig, und wir beschäftigen uns mit religiöser Individualisierung in der Geschichte. Die Stadt Erfurt ist freilich zu 85 Prozent nicht christlich und das Land Thüringen, das von Ihnen ja gar nicht so weit entfernt ist hier in Hessen, ist es auch nicht. Und insofern ist Meister Eckhart in Erfurt manchmal eine Reminiszenz aus Nazitagen und aus Tagen des Sozialismus, in denen man Meister Eckhart als bürgerlichen Revolutionär gefeiert hat. Und deswegen ist Meister Eckhart nicht so religiös „in“, wie er in der Welt „in“ ist – in seiner eigentlichen Stadt, in der er ja die größte Zeit seines Lebens verbracht hat, in Erfurt.

Nun die Geschichte:

Meister Eckhart zu Besuch

Wenn man in diesen Tagen die Erfurter Predigerkirche besucht, ist der Platz des Priors der Dominikaner im Chorgestühl von 1280, ein Platz, den Meister Eckhart als Prior ab 1294 inne hatte, mit Blumen und Kerzenlicht geschmückt. Die Prediger-Gemeinde, die lutherische Predigergemeinde, ehrt den Meister, der vor 750 Jahren geboren wurde.

Als ich gestern Nachmittag in die Predigerkirche kam, saß auf diesem Platz ein jüngerer weißgekleideter Mann. Er trug die Kutte der Dominikaner. Ich hielt ihn für einen jungen Angehörigen dieses Ordens, der sich auf dem Platz der Meisters in höhere Bedeutungen einfühlen wollte. Ich fragte ihn, ob er hier in Erfurt zu Besuch sei und aus welcher Dominikanerprovinz er komme. Er sagte, zu seiner Zeit sei das hier die Saxonia gewesen. Ich wurde stutzig: „Was meinen Sie mit »zu meiner Zeit«?“ Er lächelte und antwortete: „Ich bin hier zu Hause, hier habe ich studiert, hier war ich Prior, hier war ich Provinzial, hier habe ich gepredigt.“

War ich in ein Theaterspiel geraten? Vielleicht war er eine Figur aus der Stadt-Rallye, die wir für Kinder auf den Spuren Meister Eckharts veranstaltet hatten und über die die Zeitungen berichtet hatten.

Da kam mir noch ein anderer Einfall: Führungen in der Dominikanerkutte, sagte ich, wären in Erfurt doch etwas Neues. Wie er auf diese Idee gekommen sei? Zudem auch noch mit der Tonsur, dem Rundschnitt mit dem Haarkranz um die rasierte

Kopfmitte – war es nicht schwer, sich so herzurichten? Oder würde dies nicht in seinem Alter doch etwas ausgefallen wirken?

Der Mann stand auf und sah mich so freundlich an, wie ich das von gelegentlicher Begegnung mit leutseligen Kirchenoberen kenne. „Aber“, meinte er, „wenn ich nun doch zu Besuch hier wäre, zu Besuch in meiner Stadt Erfurt, wo ich viele Predigten für die Stadt gehalten habe und wo auch die Leute gern in unser Dominikaner-Kloster gekommen sind, um mit mir Gespräche zu führen? Die Räte, die Bürger, die frommen Frauen, die Beginen. Und auch ich habe ihnen gut zugehört. Ich habe nicht nur die Meinungen der Pariser Meister, sondern auch die Auffassungen und Fragen der »liute« studiert, mich öfters mit ihnen direkt angelegt, wie auch mit meinen Kollegen in Paris. Und sie haben mir gesagt, ein »Lebemeister«, das sei einer, der sie zum richtigen Leben anleite, und das sei ihnen wichtiger als ein »Lesemeister«, ein Professor in Paris, der Vorlesungen hält. Während mein Mitbruder Dietrich von Apolda ihnen lauter Legenden über die heilige Elisabeth mit süßen Bildern vortrug, habe ich ihnen gesagt, sie trügen alle Wahrheit und Gottes Reich in sich selbst, sie müssten dies nur aus sich herausholen, aus sich heraus denken und fühlen. Und insofern sei jeder gleich edel, unabhängig von Amt und Gewand. Innere Distanz und Gelassenheit brauche man zu allem Besitz, auch zum Wissen, auch zu den eigenen Interessen und Leistungen. Ich habe,“ sagte er nachdenklich, „neulich bei einem englischen Autor das schöne Wort »detachment« für meine Lehre gelesen, d.h. Loslösung dort, wo man am meisten festklebt.“

„Sie lesen englische Autoren“, fragte ich verwundert, „und Sie sprechen das heutige Deutsch?“ „Ja“, sagte er, „erst war es eher eine Strafe und eine Erziehung für meine Demut, als man im Himmel einen Lesesaal für mich einrichtete, damit ich lese, was die Deutschtümler und die historischen Häresiefahnder, die mich im 19. Jahrhundert wieder entdeckt haben, über mich geschrieben haben. Die »Geburt der deutschen Seele« soll ich bewirkt haben! »Vater der deutschen Spekulation« soll ich gewesen sein. Dabei habe ich die Araber aus Spanien, die uns kulturell voraus waren, gern gelesen. Ich habe den jüdischen Philosophen Maimonides ohnehin geschätzt. Von ihm und von den Juden in Erfurt habe ich das wenige Hebräisch, für das es ja sonst keine Kurse gab. Auch die Juden haben auf der Straße anders gesprochen.

Heute ist die Literatur über mich weltweit so vielfältig, dass ich oft diese oder jene Übereinstimmung finde und mich gern darüber belehren lasse, was ich eigentlich

gedacht und geschrieben haben soll. Aber da streiten sich die Geister. Der eine meint, ich hätte das Christentum neu erfunden, der andere hält mich für einen europäischen Zen-Buddhisten, der dritte für jemanden, der schon damals ohne Gott auskommen konnte.“

„Ist so viel internationale Diskussion über Sie nicht ein Angriff auf Ihre Demut?“ fragte ich ihn mit einem Körnchen Ironie. „Es heißt ja, Sie seien nicht einmal für die katholische Kirche mehr ein Ketzer. Für andere hingegen ist ›Ketzer‹ ein Ehrenname, der ihnen eine Auswahl der Religion für heute gestattet.“ „Nein“, sage er, „ein Ketzer wollte ich wohl nicht sein, aber meine Gedanken haben ihre eigenen Schicksale und die will ich ihnen auch lassen. Ich habe gelernt, was ich gelehrt habe: Gelassenheit.

Inzwischen bin ich für viele Leute in Erfurt schon ein bisschen exotisch geworden. Neulich sagte mir eine Stadtführerin: mit „Kirchens“ habe sie nichts am Hut. „Kein Wunder“, meinte ich, „wenn Sie mit diesem Habit auftauchen, müssen Sie solches hören.“ „Ich trage nicht immer dieses Habit, nicht in Erfurt auf der Straße, höchstens in Köln, Paris oder Straßburg“, meinte er, „jedenfalls nicht, wenn ich durch Oxford, Boston, Madras, Kyoto oder demnächst auch durch die englische Stadt Leeds gehe, oder wo sie mich sonst immer wieder neu beleben. Ich frage nicht, warum. Denn das Leben selbst ist offen für viele Sehweisen. Es ist bei mir angekommen, es lebt mit mir und ich bin lebendig.“

Ich sah zu, wie der Dominikaner immer durchscheinender wurde, bis auf dem Platz des Priors nur noch die Blumen und die Kerzen zu sehen waren.

Soweit die Geschichte, die natürlich erfunden ist. Aber dazu vielleicht einige weiterführende Bemerkungen:

Eckhart wirkt interreligiös. Das ist zunächst eine Frage nach dem *Buddhismus*. Welches sind die Verbindungen zwischen dem Buddhismus, insbesondere dem Zen-Buddhismus, und dies wiederum insbesondere in Kyoto in Japan, und Meister Eckhart? Das ist zunächst die Lust an der Erkenntnis. Der Zen-Buddhismus ist eine intellektuelle, eine erkenntnisgebundene Form der inneren Einfühlung in das Letzte, in die Tiefe, in die Wahrheit. Erkenntnis im Sinne von Einsicht, nicht Erkenntnis im Sinne von diskursiver Logik. Erkenntnis, die das was sie beschreibt, als etwas weiß, was sich bloß zeigt,

wie der Philosoph Wittgenstein das genannt hat: das Mystische „zeigt sich“. Worüber man nicht reden kann, sagt Wittgenstein auch, darüber muss man schweigen.

Shizuteru Ueda, der 1965 über Meister Eckhart promoviert hat, der dritte Leiter des zen-buddhistischen Instituts in Kyoto, den ich nicht nur bei einem Besuch in Kyoto kennengelernt habe, weist darauf hin, dass es im Wesentlichen der *Umgang mit Sprache* ist, der die Religionen hier verbindet. Sprache beschreibt er als einen „Käfig für die Welt“. Wenn nämlich diese Sprache wie ein Gitter mit genau definierten Streben total festgelegt ist und nicht mehr geöffnet werden kann, oder wenn diese Sprache sich im „Geräusch der Worte“ erschöpft. Sprache kann ein Käfig sein oder ein nutzloses und sinnloses Vorbeirauschen von Wörtern. Sprache kann aber auch im positiven Sinne ein „Netzwerk für die Welt“ sein, ein Netzwerk, um Wirklichkeit tiefer zu erfahren. Das ist Sprache dann, wenn sie einen Weg findet, von sich weg zu verweisen, wie jeder Wegweiser, der von sich weg verweist in eine Dimension, die er zwar bezeichnen kann, die er aber nicht in ihrer gesamten Wirklichkeit in der Sprache fassen, begrifflich begreifen kann. Diese Offenheit verbindet den Zen-Buddhismus mit Meister Eckhart.

Es gibt noch eine zweite Spur, die sie miteinander verbindet. Das ist das Wort „nicht“, das Sie gehört haben, als die Predigt vorgelesen worden ist. Das ist ja auch zusammengefasst in Eckharts berühmter *Armuts-Predigt* (Pr. 52), wo es heißt: Wahre Armut sei „Nicht haben, nicht wissen, nicht wollen“. Es geht nicht um ein Nichts-Haben, sondern es geht überhaupt darum, in eine Dimension zu gelangen, wo das „Haben“ keine Rolle spielt, in eine Dimension zu gelangen, wo das „Wollen“ keine Rolle spielt, wo das „Wissen“ nicht mehr entscheidend ist. Dieses „Nicht“ ist ausgesprochen über allem, was kontingent ist, also was hinfällig und fehlerfähig ist, also im Grunde über die gesamte Kreatur. Dieses „nicht“ erfasst auch der Buddhismus in verschiedenen Zugängen sehr massiv und zwar so weit, dass er alles, was in irgend einer Weise eine Aussage ist, die dieses „nicht“ positiv durchbricht, wieder zurücknimmt und versucht, es wieder in eine Performance, eine Durchdringlichkeit des Schweigens zu übersetzen, alles aufzuheben, gleichsam so, wie eine Entladung, die zugleich eine Aufladung ist. Das können Sie sich auch technisch vorstellen, also beispielsweise bei einem Hybridauto: da ist die Entladung des Benzinmotors zugleich die Aufladung des Elektromotors. Eine Entladung, die zugleich eine Aufladung ist, ist ein Rückzug, der zugleich ein Vorangehen darstellt. Sie merken deutlich, wir sind in der Nähe der

scheinbar paradoxen Sprache, die auch in den verschiedenen Geschichten des Zen-Buddhismus gerne kultiviert wird. Es geht aber nicht um ein Paradox, sondern um unterschiedliche Perspektiven, in welchen das Gleiche verschieden beleuchtet wird.

Es gibt aber noch eine weitere Form, die Meister Eckhart und den Buddhismus verbindet, über den speziellen Zen-Buddhismus hinaus: das ist die sogenannte „Verschmelzung“. Schon im biblischen Buch der Weisheit findet man die Formel, dass der Mensch wie ein Tropfen ist, der im göttlichen Meer untergeht. Diese Formel wird von einigen Mystikern gebraucht, von der Mystikerin Marguerite Porete (ca. 1250–1310) beispielsweise, von der wir heute etwas in der Form eines kleinen Theaters hören werden, einer Zeitgenossin Meister Eckharts, die ein unvergleichbar schlimmeres Schicksal hatte als er selbst. Und bei Meister Eckhart selbst findet sich diese Formel vom Verschwinden des Tropfens im Meer ebenso. Und es wird hinzugefügt: „Bist du ein Tropfen im Meer, dann bist du nicht mehr, denn du bist verschwunden im Meer.“ Aber auf dem Wege dieses Tropfens, so schildert es Marguerite, bleibt doch die Erinnerung an diesen Kreislauf, in dem, naturwissenschaftlich beschrieben, der Tropfen zunächst aus dem Meer emporsteigt mit dem Dunst, zum Regen wird, dann hinab fällt und über die Bäche und Flüsse wieder zum Meer zurückkehrt. Das ist ein wunderbares Bild für Hinreise und Rückkehr, wovon wir ja heute schon gehört haben. Man muss dabei darauf aufmerksam machen, dass Eckhart auch immer wusste: die Differenz wird nicht bloß in der Einheit aufgehoben. Eines seiner Lieblingsworte ist das „Zwei-Eine“. „Gott und ich, wir sind Eines und Zwei zugleich“ (Pr. 86, auch im *Buch der Göttlichen Tröstung*). Und nicht immer ist er deswegen mit modernen, westeuropäischen Buddhisten in Einklang zu bringen.

Eine andere Spur, auf der Meister Eckhart interreligiös eine große Bedeutung hat, und zwar sowohl in Indien als auch im Islam, das ist seine Lehre von der *Barmherzigkeit Gottes*, von Gottes Hingabe und von seiner Liebe. Die totale Transformation des Göttlichen in die Liebe, „Deus caritas est“ – dazu hat Papst Benedikt XVI. seine erste Enzyklika geschrieben – diese totale Transformation des Göttlichen geschieht in Hingabe, in Selbstpreisgabe, in die Möglichkeit, ohne etwas damit erreichen zu wollen, sich selbst aufzugeben. Selbstgenügsamkeit, Selbsthingabe und damit aber auch die Bereitschaft und Offenheit für das Ganze, das alles spielt eine Rolle beispielsweise im Bhakti des Hinduismus. Das spielt aber auch eine ganz große Rolle im Sufismus.

Sufismus lebt aus der Vorstellung, dass Gott das Soziale ist, dass er die Barmherzigkeit ist, die aus sich herausgeht und dass der Mensch deswegen – das gehört ja zu den islamischen Hauptgeboten –, dass der Islam zum Schutz vor Armut zum Almosengeben, nicht nur zum Beten, dass er damit zu sozialen Strukturen verpflichtet ist. Das alles ist mystisch unterbaut, von iranischen, arabisch schreibenden Mystikern wie Ibn Arrabi oder Rumi. Wenn junge islamische Wissenschaftler den Dialog in ihren Doktorarbeiten mit Meister Eckhart zu führen versuchen, bringen sie ihre eigene Kompetenz aus der islamischen Mystik für unseren Austausch in Gesprächen mit.

Ich sagte, es gibt dennoch Differenz. Sowohl in Kyoto als auch in Jordanien, in Amman, habe ich an einer Tagung über Umweltethik teilgenommen, also über *Verantwortung für die Umwelt*. Und das Hauptwort in Kyoto war „Sufficiency – Genügsamkeit“, dass wir sozusagen diesen Habenmodus, diesen Besitzmodus, in dem wir die Welt zu erwerben und unter die Füße zu treten versuchen, aufgeben müssen, zugunsten von mehr Genügsamkeit. Ich denke, wir westlichen Europäer werden spontan das Empfinden haben, dass es für umweltpolitische Maßnahmen nicht genug ist, überall von „Genügsamkeit“ zu reden. Wir würden freilich sagen, das hören wir gerne sonntags in der Kirche. Aber was sollen unsere Politiker tun mit diesem Wort? Wie sollen sie das umsetzen? Das heißt, wir meinen, dass die menschliche Verantwortung doch der Vernunft der Menschen, die sich in ihren Bereichen auch gut auskennen, so wie Naturwissenschaftler, und durch sie unserer Verantwortung anheimgestellt ist. Das heißt, dass man nicht mit religiösen Appellen unmittelbar eingreifen sollte in die Verantwortungsaufgaben der irdischen Wirklichkeit. Die Zen-Buddhisten waren freilich damals (1990) der Meinung, das müsste man so tun: die Änderung des Lebens aller sei entscheidend. Und ich habe ihnen damals eine erfundene Geschichte erzählt und damit versucht, den Unterschied zwischen Appell und institutioneller Verantwortung deutlich zu machen:

Ein berühmter buddhistischer Mönch erreicht es, dass ihm alle zuhören und er im Fernsehen und bei Grossveranstaltungen die Genügsamkeit predigen kann. Das ist genauso wie heute. Und dann fragt er: „Warum ändert sich nichts?“ „Ja“, sagen ihm die Leute, „da musst du etwas über komplexe Verantwortung studieren und genaue Maßnahmen erörtern, mit denen man etwas ändern kann.“ Das ist aber eine säkulare Aufgabe. In Amman voriges Jahr (2010) bei einem Dialog mit einer muslimischen

Stiftung über Umweltethik hatte ich genau das gleiche Problem. Der Umweltminister versuchte mit Ideen der Religion die Fragen der Umweltprobleme aufzuklären und zu regeln. Ich sagte ihm dann: „Nein, nach Meister Eckhart muss man anders vorgehen.“ Gern zitiere ich zusammenfassend die Stelle von Meister Eckhart, die ich dort auch zitiert habe: „Wenn man nur Gott im Blick hat, dann ist der Blick so erhellt, dass man Licht und Schatten nicht in gleicher Weise wahrnehmen kann.“ (nach Pr. 86) Gemeint ist, dass man mit der religiösen, spirituellen Sicht nicht unmittelbar in die Welt eingreifen und regieren kann. Da ist eine Differenz. Und deswegen sagt Meister Eckhart, die einzelnen Probleme der Verantwortung in der Welt können besser von den säkularen Philosophen – er meinte die Griechen, insbesondere Aristoteles – gelöst werden, weil sie den Unterschied von Licht und Dunkel sehr viel besser erkennen können, ohne diese Überhelligkeit im Auge zu tragen. Sie sehen, da auch ist eine Botschaft, die heute noch bei der Übersetzung von Eckhart ins Managertum eine Rolle spielen könnte.

Meister Eckhart ist nicht nur für den großen Bereich der *indischen* und *buddhistischen* Religiositäten oder im großen Bereich der *islamischen* Religiosität eine Adresse. Ich versuchte prominenten Erfurtern und thüringischen Politikern zu sagen, wenn in Tokyo, wo Eckhart ins Japanische übersetzt wird, jemand weiß, wer Meister Eckhart ist, dann weiß er auch, wo Erfurt liegt. Aber ohne dass er mit Meister Eckhart zu tun hat, weiß er nicht, wo Erfurt liegt. In vielerlei Hinsicht ist es schon so, dass diese Gestalt durch die Geschichte hindurch im 19. Jahrhundert neu aufgebrochen ist, sich dann gleichsam in die Hände vieler Religionen begeben hat und dort auch auf jeweils ihre Weise jeweils rezipiert wird, wie das ja auch im so genannten „neureligiösen“ Umfeld heute, z.B. in Esoterikerkreisen, geschieht.

Aber ich schließe gerne mit einer ganz anderen Beobachtung, nämlich mit meiner Bekanntschaft mit *Erich Fromm*. 1974 – ich war gerade ein frisch ernannter, junger Professor in Freiburg in der Schweiz – hat mir Erich Fromm geschrieben, da er meine Doktorarbeit über Meister Eckhart gelesen hatte, und mich zu einem Gespräch gebeten, weil er in der Vorbereitung des Buches *Haben oder Sein* war. Ich nehme an, dass Erich Fromm Ihnen noch ein Begriff ist und dass ich nicht viel über ihn sagen muss, über diesen humanistischen Psychologen, der am selben Tag Freud, Karl Marx, Meister Eckhart und Suzuki (für den Zen-Buddhismus) gelesen hat. Mit mir sprach er dann ein Wochenende in Locarno über Meister Eckhart. Und es war für mich äußerst interessant.

Weil ich vom missionarischen Geist eines christlichen Theologen erfüllt war, versuchte ich ihm klar zu machen, dass Eckhart nicht „gottlos“ war. Es war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert schon durchaus üblich, mit Eckharts „Hilfe“ über „Gottlose Mystik“ nachzudenken. Es gibt die berühmte Stelle in der Armutspredigt Meister Eckharts, wo er sagt: „Ich bitte Gott, dass er mich gottlos mache“. „Ich bitte Gott, dass er mich „gotes quit“ mache, heißt es im Mittelhochdeutschen, das heißt, dass er mich von den üblichen Bildern Gottes befreie. Sie merken das dialektische Moment in dieser Überlegung. Aber es ist aufgegriffen worden in einem Buch, das auf Dichter wie Rilke und Musil Einfluss hatte: Felix Mauthner: *Gottlose Mystik*, ungefähr so um 1930 geschrieben.

Da gibt es eine Tradition, zu der auch Erich Fromm gehörte, wonach man Meister Eckhart nur ohne den Gedanken eines persönlichen Gottes rezipieren könne. Das ist übrigens auch bei der neu-buddhistischen Rezeption ein wichtiger Schritt: der Abschied vom persönlichen Gott. Darauf will ich jetzt nicht im Einzelnen zu sprechen kommen. Ich will nur die Geschichte insofern zu Ende erzählen, als ich zu Erich Fromm gesagt habe: Der Unterschied zwischen Gott und Gottheit, den Meister Eckhart macht, bedeutet nicht, dass er Gott als Person aufgibt. „Ich kann“, sagte ich zu Fromm, „Ihnen das mit Textstellen beweisen.“ Da sagte Erich Fromm zu mir: „Ich bin eigentlich zu alt geworden, um mich mit einem jungen katholischen Theologen noch über Gott streiten zu wollen.“ Sie sehen daran, was die Rezeption hier war: ein religiöser Humanismus. Erich Fromm hat ja gesagt: „Gott ist eine Idee des Menschen.“ Aber mit Karl Marx war er der Meinung, dass diese Idee fruchtbar ist. Das wird ja oft nicht nachgelesen, was vor Karl Marx´ Ausspruch, dass die Religion das Opium des Volkes sei, gesagt wird, nämlich: dass die Religion notwendig sei, sagte Karl Marx an dieser Stelle, auch wenn sie diese Funktion des Opiums gelegentlich wahrnimmt. Das heißt, wir können durchaus auch Autoren wie Karl Marx religiös interpretieren, sagte damals schon Erich Fromm. Und daraus ist ja seine humanistische Psychologie, auch gestützt von Gedanken Meister Eckharts, im Wesentlichen entstanden.

Lassen Sie mich noch mit einer kleinen, etwas provokativen Geschichte schließen. Eckhart spricht von Abgeschiedenheit, von innerer Loslösung, von vollständiger Freiheit, ja absoluter Freiheit. Gibt es ein Bild für diese absolute Freiheit? Man könnte das Märchen von *Hans im Glück* heranziehen. Hans im Glück wird ja meistens so erzählt, dass eben Hans im Glück so abenteuerlich und so unvernünftig



handelt, dass er seinen Goldklumpen verkauft, seine Kuh verkauft, sein Schwein verkauft, einen Stein bekommt, und dieser Stein fällt ihm ins Wasser. Er ist sozusagen wirklich glücklich am Ende, weil er besitzlos ist und mit der Aufgabe des Besitzes auch keine Verantwortung mehr hat. Ist das, was Eckhart über Abgeschiedenheit sagt, über Loslösung, über „enteignete Existenz“, wie ich das einmal zu beschreiben versuchte, auch über Gelassenheit als restlose Überlassenheit in Gott, ist das so etwas wie „Hans im Glück“? Ich denke, ein Teil der Wahrheit liegt schon darin. Wir können nicht ohne Weiteres Meister Eckhart einfach als Therapie in unsere geschäftige Welt übernehmen. Die Provokation bleibt. Die Radikalität, die in seinem Denken über *Loslösung und Abgeschiedenheit* – englisch sehr schön „detachment“ genannt – zum Ausdruck kommt, bleibt eine Provokation und provoziert mich auch heute noch. Und mit dieser Provokation will ich schließen.